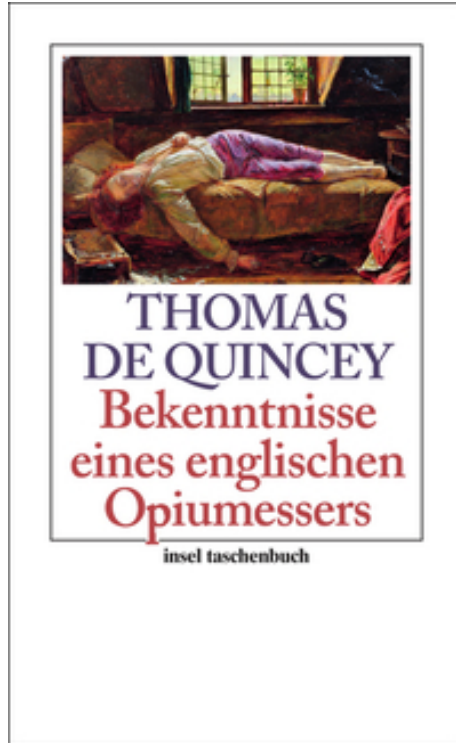


Insel Verlag

Leseprobe



Quincey, Thomas de
Bekenntnisse eines englischen Opiumessers

Aus dem Englischen übertragen von Walter Schmiele

© Insel Verlag
insel taschenbuch 3452
978-3-458-35152-8

Thomas De Quincey wurde am 15. August 1785 in Manchester geboren und starb am 8. Dezember 1859 in Edinburgh.

Mit der Veröffentlichung seiner *Bekenntnisse eines englischen Opiumessers* erregte der britische Schriftsteller und Journalist Thomas De Quincey 1821/22 großes Aufsehen. Die Londoner Gesellschaft war schockiert über die ungeschminkte Darstellung seines Opiumkonsums.

Nach der Flucht aus seinem bürgerlichen Elternhaus gerät De Quincey in die Slums von London und wird opiumabhängig. Zunächst nur als Medizin gegen eine Neuralgie angewandt, nimmt er bald täglich größere Mengen Opium zu sich. In seinen Aufzeichnungen schildert De Quincey jedoch nicht nur die »Freuden des Opiums«, sondern auch und vor allem die damit verbundenen Angstzustände und Depressionen und den äußerst schmerzhaften Entzug. Die paradiesischen Zustände und Glücksgefühle verwandelten sich in eine Hölle von nicht mehr kontrollierbaren Halluzinationen und Albträumen.

Bekenntnisse eines englischen Opiumessers ist die erste komplexe literarische Darstellung von Rauschzuständen und ein einzigartiges Dokument der Selbstbeobachtung. Es war De Quinceys erfolgreichstes Buch, das nachhaltige Wirkung nicht nur auf Zeitgenossen wie Samuel Coleridge hatte, sondern auch auf Autoren nachfolgender Generationen wie Edgar Allan Poe, Oscar Wilde und Aldous Huxley.

insel taschenbuch 3452
Thomas de Quincey
Bekenntnisse
eines englischen Opiumessers



THOMAS DE QUINCEY

Bekenntnisse
eines englischen
Opiummessers

Aus dem Englischen übertragen
von Walter Schmiele

Insel Verlag

insel taschenbuch 3452

Erste Auflage 2009

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 2009

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Hinweise zu dieser Ausgabe am Schluß des Bandes

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag nach Entwürfen von Willy Fleckhaus

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35152-8

1 2 3 4 5 6 - 14 13 12 11 10 09

Bekenntnisse
eines englischen
Opiumessers



AN DEN LESER

Ich biete dir hier, geneigter Leser, die Aufzeichnung eines merkwürdigen Abschnitts in meinem Leben dar. Entsprechend der Bedeutung, die ich ihm beimesse, glaube ich zuversichtlich, daß diese Aufzeichnung nicht allein interessant, sondern auch in hohem Maße nützlich und belehrend sein wird. In dieser Hoffnung habe ich sie niedergeschrieben, und sie muß es rechtfertigen, daß ich jene zarte und redliche Zurückhaltung verletze, die uns meist abhält, die eigenen Verirrungen und Laster öffentlich zu zeigen . . .

Schuldige und Elende verbergen sich einem natürlichen Trieb zufolge, sie streben nach Versteck und Einsamkeit, und selbst ihre Gräber wählen sie abseits von der Schar der übrigen Toten, so als lehnten sie jede Gemeinschaft mit der großen Menschheitsfamilie ab und wünschten mit Wordsworths rührenden Worten,

»– daß Demut sei ihr Kleid
in Buße tief und Einsamkeit.«

Und es ist zu unser aller Vorteil gut, daß es sich so verhält. Ich selber bin nicht gewillt, ein so gesundes Ge-

fühl zu verachten und es mit Wort oder Tat zu entkräften. Doch meine Selbstanklage erhebt sich nicht zum Schuldbekentnis. Aber auch wenn sie es täte, würde vielleicht der Nutzen, den andere aus meiner so teuer bezahlten Erfahrung ziehen, jeden Verstoß gegen dieses Zartgefühl bei weitem wettmachen und die Übertretung der allgemeinen Regel entschuldigen. Schwäche und Not bedeuten nicht immer auch Schuld ... Ich für mein Teil darf, ohne der Wahrheit oder Bescheidenheit zu nahe zu treten, versichern, daß mein Leben alles in allem ein Philosophenleben gewesen ist. Von Geburt an bin ich ein geistiges Geschöpf, und geistig im höchsten Sinne sind mein Streben und Genuß seit den Knabenjahren gewesen. Wenn das Opiumessen ein sinnlicher Genuß ist und wenn ich bekennen muß, daß ich ihm in einem bisher unerreichten Grade anheimgefallen war, so darf ich auch behaupten, daß ich mit frommem Eifer gegen diese Verstrickung angekämpft und endlich erreicht habe, was bis heute, soviel ich weiß, nie einem Menschen gelungen ist – nämlich, daß ich die verdammte Kette, die mich fesselte, aufbrach bis fast zum letzten Glied. Eine solche Selbstüberwindung mag wohl jeden Grad und jede Art voraufgegangener Ausschweifung abgelten. Dies um so mehr, als die Überwindung in meinem Fall jeden Zweifel ausschließt; während man noch darüber streiten kann, ob es sich überhaupt um ein wirkliches Laster handelt – je nachdem, ob man den Begriff des Lasters auf Akte

reiner Schmerzlinderung ausdehnt, oder aber, ob man ihn auf diejenigen beschränkt, welche bloßen Genuß bezwecken.

Daher erkenne ich keine Schuld an, und selbst wenn ich es täte, würde ich mich nicht von diesen Bekenntnissen abbringen lassen angesichts der Dienste, die ich so dem gesamten Stande der Opiumesser erweisen kann. Doch wer sind sie? Leider, geneigter Leser, ist ihre Zahl beträchtlich. Sie wurde mir augenfällig, als ich vor einigen Jahren die mir bekannten Opiumesser einer ganz dünnen Schicht der englischen Gesellschaft zusammenzählte – ausschließlich Männer von Talent und hohem Ansehen ... Wenn schon diese dünne Schicht einem einzigen Wißbegierigen so viele Beispiele lieferte, dann durfte ich daraus folgern, daß die gesamte Bevölkerung Englands eine relativ gleich große Zahl von Opiumessern aufweisen müsse. Doch setzte ich noch Zweifel in diesen Schluß, bis mich dann einige Umstände völlig überzeugten. Zwei von ihnen will ich anführen: drei angesehene Londoner Apotheker, die in weit voneinander entfernten Vierteln wohnen und von denen ich unlängst zufällig kleine Mengen Opium kaufte, versicherten mir, daß die Zahl der Opiumliebhaber, wie ich sie nennen will, zur Zeit ungeheuer sei und daß die Schwierigkeit, die eigentlichen Opiumsüchtigen von denen zu unterscheiden, welche das Gift zu selbstmörderischem Zwecke kaufen, ihnen täglich Scherereien und Wortwechsel verursache. Diese Aussagen bezogen

sich lediglich auf London. Doch wird den Leser vielleicht noch mehr überraschen, was ich vor einigen Jahren auf der Durchreise in Manchester von mehreren Baumwollfabrikanten hörte, nämlich daß sich ihre Arbeiter mit erstaunlicher Schnelligkeit das Opiumessen angewöhnten, so daß jeden Samstagnachmittag die Apotheker ihre Ladentische mit Pillen zu ein, zwei oder drei Gran spickten, um für die am Abend einsetzende Nachfrage gerüstet zu sein. Die unmittelbare Ursache dieser Angewohnheit seien die niedrigen Arbeitslöhne, die es dem Arbeiter nicht erlaubten, sich mit Bier oder Spirituosen zu betäuben, und es sei zu erwarten, daß das Laster mit steigenden Löhnen wieder verschwinde. Ich allerdings glaube nicht, daß ein Mensch, der einmal die himmlischen Lüste des Opiums gekostet hat, je wieder zu den groben und vergänglichen Freuden des Alkohols herabsteigen wird, und halte es für gewiß,

*»daß diesem Gift verfällt, wer nie es aß,
und wer es kennt, ihm frönt im Doppelmaß.«*





VORBEKENNTNISSE

Aus dreierlei Gründen schien es mir richtig, diese Vorbekennnisse oder einführende Erzählung der jugendlichen Abenteuer, die mich später zum gewohnheitsmäßigen Opiumesser gemacht haben, meinem Buche voraufzuschicken:

Erstens, um mit einer befriedigenden Antwort jene Frage abzufangen, die sich sonst störend in den Lauf dieser Opiumbekenntnisse eindrängen würde – »Wie konnte überhaupt ein vernünftiges Wesen dahin kommen, sich einem solchen Elendsjoch zu beugen, freiwillig eine so sklavische Knechtschaft einzugehen und sich wissentlich mit siebenfacher Kette zu fesseln?« Das ist eine Frage, die, wenn sie nicht halbwegs einleuchtend gelöst wird, durch den Unwillen, den sie sonst, wie gegen einen Akt sinnloser Torheit, erregen könnte, wahrscheinlich jene Sympathie zerstörte, die der Autor für seine Zwecke auf jeden Fall nötig hat.

Zweitens, um einen Schlüssel zu einigen jener ungeheuerlichen Bilder zu geben, die hernach die Träume des Opiumessers heimsuchten.

Drittens, um dem Bekenndenden, ganz abgesehen vom Gegenstand seiner Bekenntnisse, vorweg eine Art per-

sönlicher Anteilnahme zu sichern, die seinen Bekenntnissen selbst nur zugute kommen kann. Wenn ein Mann, der stets nur von Ochsen redet, plötzlich zum Opiumesser würde, so ist es wahrscheinlich, daß er – wenn er nicht vollends zum Träumen zu stumpfsinnig ist – auch von Ochsen träumen wird. In unserm Falle nun weiß der Leser, daß der Opiumesser sich rühmt, ein Philosoph zu sein, und er wird demgemäß finden, daß der Zaubertrug *seiner* Träume (der wachen und der schlafdunklen, der Tagträume und Nachtträume) zum Charakter eines Menschen stimmt, der »*humani nihil a se alienum putat*«.

Denn er hält nicht nur einen überlegenen analytischen Verstand für unerlässlich, um irgendeinen Anspruch auf den Philosophentitel zu stützen . . . , sondern auch jenen Zustand der moralischen Fähigkeiten, der ihm ein inneres Auge und die Kraft der Intuition verleiht, die Gesichte und Mysterien der menschlichen Natur anzuschauen – jenen Zustand der Fähigkeiten, kurz gesagt, den unter allen Erdengeschlechtern, die von Anbeginn her ins Leben einzogen, solange dieser Planet sich dreht, die Dichter im höchsten, die Professoren im niedersten Grade besessen haben.

Ich bin oft gefragt worden, wie es kam, daß ich zum gewohnheitsmäßigen Opiumesser wurde, und habe sehr unter der Meinung meiner Freunde gelitten, ich hätte alle die Leiden, die ich hier berichten werde, durch einen langen Prozeß der Ausschweifung mit dem bloßen

Ziel eines künstlichen, angenehmen Sinnenreizes selber verschuldet. Das ist freilich eine falsche Auslegung meines Falles. Wahr ist, daß ich fast zehn Jahre lang gelegentlich zum Opium gegriffen habe, nur um des einzigartigen Genusses willen, das es mir gab. Doch solange ich es in dieser Absicht nahm, bewahrte mich der Zwang, zwischen die einzelnen Akte der Ausschweifung lange Pausen einzuschalten, um die Sensation des Genusses zu erneuern, vor allen üblen körperlichen Folgen. Nicht um mir Genuß zu schaffen, sondern um Schmerzen schlimmster Art zu lindern, begann ich, Opium als Mittel der täglichen Diät zu nehmen. In meinem achtundzwanzigsten Lebensjahr befiel mich ein überaus schmerzhaftes Magenleiden, das ich zum ersten Male zehn Jahre vorher gespürt hatte, mit großer Heftigkeit. Dieses Leiden war durch äußerste Hungergrade hervorgerufen worden, die ich als Knabe zu überstehen hatte. In Zeiten der Hoffnung und überströmenden Glücks, nämlich von meinem achtzehnten bis zu meinem vierundzwanzigsten Lebensjahr, schlummerte es. In den drei folgenden Jahren lebte es in Abständen wieder auf. Und dann griff es mich unter allerlei widrigen Umständen, von Depressionen begleitet, mit einer Gewalt an, die durch kein anderes Mittel als durch Opium zu brechen war. Da an sich die jugendlichen Leiden, durch die meine Magenfunktionen zerüttet wurden, und auch ihre Begleitumstände ganz interessant sind, will ich sie hier kurz nachzeichnen.

Mein Vater starb, als ich etwa sieben Jahre alt war, und überließ mich der Sorge von vier Vormunden. Ich wurde auf verschiedene große und kleine Schulen geschickt und zeichnete mich sehr früh durch meine Kenntnisse in den klassischen Sprachen, vor allem durch meine Beherrschung des Griechischen aus. Als Dreizehnjähriger schrieb ich das Griechische mit Leichtigkeit, und mit fünfzehn Jahren meisterte ich die Sprache so vollkommen, daß ich nicht nur griechische Verse in lyrischen Metren verfaßte, sondern mich auch fließend und ohne Stockung griechisch unterhalten konnte – eine Fertigkeit, die ich nie wieder bei einem Schüler meiner Zeit angetroffen habe und die ich der Gewohnheit verdanke, die Zeitungen täglich in das beste Griechisch zu übersetzen, das mir *ex tempore* zu Gebote stand; denn die Notwendigkeit, mein Gedächtnis zu durchstöbern und alle möglichen umschreibenden Ausdrücke als Entsprechungen moderner Gedanken, Bilder und Beziehungen zu finden, trug mir einen Wortschatz ein, wie ich ihn durch das langweilige Übersetzen moralischer Abhandlungen nie erworben hätte. »Dieser Knabe«, sagte einer meiner Lehrer, indem er einen Fremden auf mich aufmerksam machte, »dieser Knabe könnte eine bessere Ansprache an eine athenische Volksmenge halten als Sie oder ich an eine englische.« Der mir dieses Lob spendete, war ein Gelehrter . . . und von all meinen Erziehern der einzige, den ich liebte und verehrte. Zu meinem Unglück und, wie ich später erfuhr, sehr zum Leidwesen

dieses ehrwürdigen Mannes, vertraute man mich dann einem Dummkopf an, der beständig in Angst war, ich könne seine Unwissenheit entlarven; und schließlich der Obhut eines angesehenen Gelehrten, der einer großen traditionsreichen Schule vorstand . . . Er war gesund und wohlgebaut, jedoch wie die meisten Lehrer, die ich in jenem Oxforder College kennenlernte, rauh, ungewandt und ohne Eleganz. So bildete er in meinen Augen ein klägliches Gegenstück zu der etonianischen Leichtigkeit meines Lieblingslehrers. Auch konnte er meiner stündlich wachen Aufmerksamkeit die Armut und Dürre seines Verstandes nicht verbergen. Es ist schlimm, wenn ein Knabe seinen Lehrern an Kenntnissen oder an Geisteskraft weit überlegen ist und es weiß. Das traf, wenigstens was die Kenntnisse angeht, nicht allein für mich zu; denn die beiden Knaben, die zusammen mit mir auf der ersten Bank saßen, waren bessere Griechen als der Lehrer, wenn auch keine beweglichen Denker und durchaus nicht gewohnt, den Grazien zu opfern. Ich erinnere mich, daß wir, als ich in die Klasse eintrat, den Sophokles lasen. Und es war uns, dem gelehrten Dreigestirn der ersten Bank, ein Gegenstand dauernden Triumphs, unseren »Archididaskalus« (wie er sich gern nennen hörte) zu sehen, wie er, bevor er heraufkam, brav das Pensum büffelte und sich mit Hilfe von Lexikon und Grammatik einen regelrechten Gedankengang zurechtlegte, um so alle Schwierigkeiten in den Chören zu machen – während wir uns niemals herab-

ließen, die Bücher aufzuschlagen, ehe der Unterricht begann, und die Zeit vorher dazu verwandten, Spottverse auf seine Perücke oder derlei wichtige Dinge zu verfertigen. Meine beiden Mitschüler waren arm, und ihre Aussichten für die Universität hingen von den Empfehlungen des Schulvorstehers ab. Ich indessen besaß ein kleines Erbteil, dessen Zinsertrag zu meinem Unterhalt auf der Schule hinreichte, und ich wünschte, so bald wie möglich zur Universität geschickt zu werden. Ich machte deswegen auch meinen Vormunden ernsthafte Vorstellungen, jedoch ohne Erfolg. Der eine, der sehr vernünftig war und über größere Welterfahrung verfügte als die übrigen, lebte weit entfernt; zwei von den drei anderen hatten alle ihre Befugnisse dem vierten abgetreten, mit dem ich zu verhandeln hatte. Dieser vierte war auf seine Art ein Ehrenmann, aber hochmütig, eigensinnig und unduldsam gegen alles, was sich seinem Willen widersetzte. Nach einer Reihe von Briefen und persönlichen Unterredungen wurde mir klar, daß ich von meinem Vormund in dieser Angelegenheit nicht einmal auf ein Kompromiß zu hoffen hatte. Was er erwartete, war bedingungslose Unterwerfung, und so bereitete ich mich vor, andere Maßnahmen zu treffen. Es kam nun mit heißem Schritt der Sommer heran, und mein siebzehnter Geburtstag war nicht mehr weit. Ich hatte mir im stillen geschworen, daß man mich nach diesem Tage nicht mehr zu den Schuljungen zählen solle. Da ich vor allem Geld brauchte, schrieb ich an eine Dame

von hohem Stand, die, obgleich selber noch jung, mich doch von Kind auf kannte und mich erst unlängst mit großer Auszeichnung behandelt hatte, und bat sie, mir fünf Guineen zu »leihen«. Über eine Woche verstrich, ohne daß Antwort kam, und ich wollte schon verzweifeln, als endlich ein Diener mir einen Doppelbrief mit einer Krone im Siegel aushändigte. Der Brief war liebenswürdig und sehr verbindlich; die schöne Schreiberin hielt sich gerade an der See auf, und so war die Verzögerung entstanden. Sie hatte das Doppelte von dem beigefügt, worum ich gebeten hatte, und deutete auch gutmütigerweise an, es wäre nicht ihr völliger Ruin, wenn sie das Geld nie wiedersähe. Nun war ich für meinen Plan gerüstet; zehn Guineen zu den zweien, die ich von meinem Taschengeld übrigbehalten hatte, schienen mir für unbegrenzte Zeit auszureichen; und wenn man in jenem glücklichen Alter der eigenen Kraft keine bestimmte Grenze gesetzt sieht, so macht sie der Geist der Hoffnung und der Freude wahrhaft unendlich.

Der Dr. Johnson bemerkt einmal sehr treffend (und, was man bei ihm nicht oft sagen kann, auch sehr feinfühlig), daß wir Dinge, die wir lange Zeit aus Gewohnheit verrichteten, niemals bewußt zum letzten Male tun können, ohne die Trauer des Herzens zu spüren. Diese Wahrheit empfand ich tief, als ich nun abreisen sollte – von einem Ort, den ich nicht liebte und wo ich nicht glücklich gewesen war. Am Abend bevor ich für immer schied, tat es mir weh, zum letzten Mal im alten

stolzen Schulhause den Widerhall des Abendliedes zu hören. Und als dann zur Nacht die Namensliste verlesen wurde, trat ich vor. Ich ging zum Schulvorsteher, der dabeistand, ich verneigte mich vor ihm, sah ihm ernst ins Gesicht und dachte bei mir: »Er ist alt und schwach, und in dieser Welt werde ich ihn nicht wiedersehn.« Ich hatte recht, ich sah ihn in der Tat nicht wieder und werde ihn nicht mehr wiedersehn. Er schaute mich mit stiller Freude an, lächelte gütig, erwiderte meinen Gruß oder vielmehr mein Lebewohl, und so trennten wir uns, ihm freilich unbewußt, für immer. Als geistigen Menschen konnte ich ihn nicht verehren, doch war er mir stets mit Güte begegnet und hatte mir viel Nachsicht erwiesen, und so betrübte mich der Gedanke an die Kränkung, die ich ihm zufügen sollte.

Der Morgen kam, der mich in die Welt sandte und der meinem ganzen späteren Leben in vieler Beziehung seine Färbung gab. Ich wohnte im Haus des Schulvorstehers und genoß von meinem Eintritt in die Schule an den Vorzug eines eigenen Zimmers, das ich sowohl als Schlaf- wie als Studierzimmer benutzte. Um halb vier stand ich auf und schaute mit tiefer Bewegung auf die alten Türme der Schulkirche, die, »in frühestes Licht gehüllt«, sich im Strahlenglanz eines wolkenlosen Julimorgens zu röten begannen. Ich blieb fest und unerschütterlich bei meinem Entschluß, aber gleichwohl erregte mich die Ahnung unbestimmter Gefahr und Not. Um wieviel mehr hätte sie es getan, wären der